

Dagmar Lorenz

Journalismus

2. Auflage

J.B.METZLER

Sammlung Metzler



J.B.METZLER

Sammlung Metzler
Band 337

Dagmar Lorenz

Journalismus

2., aktualisierte und erweiterte Auflage

Verlag J.B. Metzler Stuttgart · Weimar

Die Autorin

Dagmar Lorenz (geb. 1957), Studium der Sinologie (M.A.) und Germanistik (Dr. phil.); 1991 Promotion; arbeitet u. a. als Journalistin, Autorin und Dozentin. Bei J.B. Metzler ist erschienen: »Wiener Moderne«, SM 290, 2. Auflage, 2007.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-12337-4
ISBN 978-3-476-05235-3 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-476-05235-3

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2009 Springer-Verlag GmbH Deutschland
Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2009
www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Journalismus und seine Theorien: Positionen der Forschung.....	7
2.1 Wende in der deutschen Publizistikwissenschaft seit den 1960er Jahren	8
2.2 Neuere Journalismuskonzepte	10
3. Die Herausbildung des Journalistischen. Zur Geschichte der Presse	16
3.1 Vom Buchdruck bis zur Zeitung: Nachrichtenwesen in der Neuzeit	17
3.2 »Lesewut« und bürgerliche Öffentlichkeit. Publizieren im Zeichen der Aufklärung. Vorformen journalistischer Schreibstile	23
3.2.1 Die Anfänge professioneller Tages- schriftstellerei.	29
3.2.2 Vorläufer journalistischer Textgattungen	31
3.3 Zwischen Geschäft, Zensur und Beschleunigung: Journalismus in der beginnenden Moderne	35
3.3.1 Pressefreiheit und Zensur	36
3.3.2 Die Zeitung als modernes Wirtschaftsprinzip, Beschleunigungsprozesse des Journalistischen	39
3.4 Verkörperungen des Journalistischen: Professionalisierung, literarische Klischees und historische Galionsfiguren	44
3.4.1 Journalistisches Selbstverständnis	47
3.4.2 Rollenstereotypen in Literatur und Öffentlichkeit	48
4. Medien und Mediensysteme	54
4.1 Rechtliche Grundlagen	54
4.2 Mediensysteme: Klassifizierungsmodelle	55

4.3	Die (west)deutsche Presse nach 1945: Entstehung, Institutionen und Veränderungen	57
4.3.1	Presse und Journalismus nach 1945	58
4.3.2	Struktureller Wandel des Pressewesens	60
4.3.3	Veränderungen in redaktionellen Organisationen.	63
4.4	Der Rundfunk als Hörfunk: vom staatlich gelenkten Massenmedium bis zur ›dualen Rundfunkordnung‹	65
4.4.1	Struktur, Programmauftrag und Angebote des öffentlich-rechtlichen Hörfunks	67
4.4.2	Privatrundfunk, Formatradio und ihre Auswirkungen auf den Hörfunkjournalismus . . .	69
4.5	Das Fernsehen: ein ›Basismedium‹ im Funktionswandel	71
4.5.1	Fernsehen im Zeichen von Quotendruck und Kommerzialisierung	73
4.6	Das Internet: ein ›Metamedium‹ der Massen- und Individualkommunikation	75
4.6.1	Das Internet verändert die Medien	76
4.6.2	Online-Journalismus	77
5.	Exkurs I: Blogger, Twitter, Journalisten	82
6.	Journalistische Darstellungsformen, Berichterstattungsmuster und Berufsrollen	86
6.1	Informieren – aber wie? Nachrichten- journalismus	88
6.1.1	Nachrichtenfaktoren	89
6.1.2	Darstellungsformen: Nachricht, Meldung, Bericht, Dokumentation	92
6.1.3	Das Interview	95
6.1.4	Objektivitätspostulat und Berufsrolle	97
6.2	Interpretieren und aufdecken: Hintergrund- Berichterstattung und investigativer Journalismus.	101
6.2.1	›Daten-orientierte‹ Berichterstattung	102
6.2.2	Investigativer Journalismus	105
6.2.3	›muckraking‹.	106
6.2.4	Praktiken und Grenzüberschreitungen	108

6.3	Orientierung qua Erzählen: Journalistische Darstellung zwischen Faktenorientierung und Fiktionalisierung	112
6.3.1	Die Reportage	112
6.3.2	Das Feature	116
6.3.3	Das Porträt	119
6.3.4	Literatur und Journalismus, literarischer Journalismus	120
6.4	Kommentieren und kritisieren: Meinungsbetonte Darstellung und Feuilletonismus	125
6.4.1	Kommentar und Glosse	125
6.4.2	Kritik und Rezension	129
6.4.3	Der Essay	133
6.4.4	Das Feuilleton: Ressort und Stilbegriff	135
6.5	Unterhalten: Zwischen Boulevard-Journalismus und Journalismus als Unterhaltung	143
6.6	Journalistisches Selbstverständnis	148
6.7	Institutionen und Organisationen	150
6.7.1	Deutscher Presserat	150
6.7.2	Journalisten-Organisationen	151
7.	Journalistische Arbeitsroutinen	153
7.1	Die Recherche	153
7.2	Vom Schreiben und Strukturieren	157
7.2.1	Schreiben für den Hörfunk	160
7.2.2	Sprache und Fernsehen	161
7.2.3	Textgestaltung und Strukturierung im Online-Journalismus	163
7.3	Vom Redigieren	165
8.	Exkurs II: Journalismus und PR	168
9.	Wege zum Journalismus	174
9.1	Das Volontariat	175
9.2	Zugänge über Hochschulen	176
9.3	Journalistenschulen und Medienakademien	177
9.4	Der Quereinstieg	178

10. Nachwort: Journalismus und seine Zukunft	180
11. Bibliographie (Auswahl)	182
11.1 Bibliographien, Jahrbücher, Dokumentationen, Fachzeitschriften (Auswahl)	182
11.2 Zitierte Literatur	183
 Personenregister	 216

1. Einleitung

Die gute Nachricht zuerst: Als vor sieben Jahren dieser Band in erster Auflage erschien, fand sich in meiner Einleitung noch der Hinweis auf die Spaltung der deutschsprachigen Journalismus-Darstellungen in »zwei Kulturen« (vgl. dazu auch Haller 2000b, 101ff.). Während die Kommunikations-, Publizistik- oder Medienwissenschaft, jeweils verschiedene Aspekte journalistischen Arbeitens theoretisch-reflektierend untersucht, so schrieb ich damals, werde in den journalistischen Praxis-Ratgebern noch häufig eine Auffassung von der Berufsrolle des Journalisten vertreten, die in der akademischen Journalismusforschung schon längst obsolet sei. Schier unüberwindbar, so schien es jedenfalls, sei die Lücke zwischen Theorie und Praxis des Journalismus.

Dies hat sich inzwischen zumindest auf der Darstellungsebene teilweise geändert. Neuere Gesamtdarstellungen, wie etwa das ausgezeichnete Lehrbuch *Journalistik* von Klaus Meier (2007), vereinen durchaus praxis- und anwendungsorientierte Aspekte des Journalistischen mit theoriebezogener Reflexion: Dass letztere für Journalisten unabdingbar ist, erklärt zu Recht Klaus Maier in seinem Buch, denn

[...] in der Tat ist ein zielgerichtetes [...] praktisches Handeln nicht möglich ohne ein theoretisches Konzept, das zumindest durch Nachdenken gewonnen wurde. Wer sagt, er arbeite ohne Theorie, ist sich seiner Theorie nur nicht bewusst (Meier 2007, 24).

Es wäre nun zu wünschen, dass solch gedankliche Reflexion als grundlegende Kategorie journalistischer Professionalität Eingang fände in die gängigen Anforderungskataloge für angehende Journalisten. Doch die Anforderungen, die im redaktionellen Alltag an Journalisten gestellt werden, sind meist anderer Art. Das bestätigt indirekt Claudia Mast im Vorwort zur aktuellen Ausgabe des von ihr herausgegebenen Standardwerks zum *ABC des Journalismus*. Es genüge nicht mehr, so Mast, »nur gute Artikel oder Sendungen zu produzieren, sondern Journalisten müssen sich mehr und mehr auch um das redaktionelle Marketing, die Effizienz ihrer Arbeitsorganisation, wettbewerbsfähige Formate und das Kostenmanagement kümmern« (Mast 2008, 11).

In solchen Sätzen verbirgt sich die schlechte Nachricht zur Praxis des Journalismus. Wie problematisch der journalistische Arbeitsalltag sein kann, wenn etwa der genannte Aspekt der wettbewerbsfähigen Formatierung dominiert, dokumentiert eine erst kürzlich erschienene Studie über *Deutsche Auslandskorrespondenten* (Hahn/Lönnendonker/Schröder 2008). Darin berichten erfahrene Auslandskorrespondenten über manche Zumutungen, denen sie sich seitens ihrer Heimatredaktionen ausgesetzt sehen: Der »Wettlauf um das beste Bild« und »die Jagd nach dem ersten Bericht« (Armbruster 2008, 449) auf Kosten des Informationsgehalts zählen ebenso dazu, wie die Nachfrage nach den immergleichen, häufig klischeebefahenen Themen, sowie die Unmöglichkeit, komplexe Sachverhalte in »einer Minute und dreißig Sekunden« (Storch 2008, 430) angemessen darzustellen. Solche Bedingungen tragen sicherlich dazu bei, dass, wie die Autoren der Studie feststellen, »nur noch sehr selten nachhaltige: sprich, hintergründige Auslandsberichterstattung geboten« wird (Hahn/Lönnendonker/Scherschun 2008, 31). Dies aber wirft die Frage auf, ob Journalismus unter solchen Bedingungen überhaupt noch künftig in der Lage sein wird, die ihm zugeschriebene Funktion von Information und Bildung (s. dazu Kap. 2) zu erfüllen.

Bei aller kritischen Beobachtung des heutigen Medienbetriebs besteht allerdings kein Anlass, in kulturpessimistische Larmoyanz zu verfallen. Ein Blick auf die Geschichte des Journalismus (s. Kap. 3) zeigt, dass Kommerzialisierung und »Infotainment« durchaus altbekannte Erscheinungen sind. In dieser Hinsicht erkenntnisfördernd ist es, journalistische Routinen, Geschäftsmodelle und Selbstbilder in ihren historischen Entstehungszusammenhängen zu betrachten (s. z.B. Kap. 6.2.2 zum investigativen Journalismus). Dass journalistische Berufsbilder, Arbeitsroutinen und Normen sich in Wandlungsprozessen technologischer, sozialer, organisatorischer und ökonomischer Art immer wieder neu konstituieren ohne dabei ihre historischen Modellierungen völlig abzustreifen, zeigen gerade neuere Entwicklungen, wie etwa der Online-Journalismus oder die zahlreichen »social media«-Aktivitäten im Internet (s. Kap. 4.6.2).

Was dieses Buch bietet

Dieses Buch versteht sich als Leitfaden für alle diejenigen, die sich über unterschiedliche Aspekte des Journalistischen informieren

wollen. Es handelt sich dabei weder um ein kommunikationstheoretisches Werk, noch um Ratgeberlektüre etwa für ›richtiges‹ journalistisches Schreiben, wie sie geradezu idealtypisch Wolf Schneiders beliebter Bestseller *Deutsch für Profis* (1999) repräsentiert.

Hier hingegen soll ein Einblick gegeben werden in Arbeitsfelder, Routinen und Bedingungen von Journalismus. Erwähnung finden zugleich jene Fragestellungen, mit denen sich heutzutage wohl jeder und jede journalistisch Tätige im eigenen Arbeitsalltag auseinandersetzen muss.

Dem summarischen Überblick zu den medientheoretischen Positionen der wichtigsten Schulen im deutschsprachigen Raum in Kapitel 2 folgt eine kurze Geschichte des Journalismus. Die historische Herausbildung des Journalistenberufes, die Geschichte der Presse und die Entstehung der modernen Massenmedien münden in einen Überblick über die journalistischen Medien in unserer Gegenwart – einschließlich des Kommunikationsraums Internet, der ja nicht nur andere Wege der Informationsvermittlung, sondern auch andere Arten journalistischer Selbstbeobachtung hervorgebracht hat. Institutionen und nicht-institutionelle Zirkel (etwa journalistische Blogs und Web-Communities) werden ebenso behandelt wie die Frage nach dem Verhältnis von Journalismus und Public Relations.

Ein gewichtiger Teil dieses Buches ist der Darstellung journalistischer Berichterstattungsmodelle, journalistischer Rollenbilder und Textsorten gewidmet. Diskutiert werden auch marktwirtschaftliche Bedingungen professionellen Arbeitens. Andere Themen, wie etwa journalistische Ausbildungswege können allerdings nur cursorisch abgehandelt werden.

Der Komplex ›Journalismus‹ wird medienübergreifend behandelt. Dies ist also kein Buch über Zeitungs-, Fernseh-, Radio- und Onlinejournalismus, sehr wohl aber ein Buch zu journalistischen Stilformen, Arbeitsweisen und Berufsaspekten, die sich weitgehend in allen Medien wiederfinden, wobei der Presse als dem historisch ältesten unter den genannten Medien in unserem Zusammenhang die Funktion eines ›Basismediums‹ zukommt, ohne dass deshalb schon ein Werk über Zeitungsjournalismus entstanden wäre. Journalistische Genres beispielsweise, haben sich im Verlauf der Pressegeschichte herausgebildet – und danach erst Eingang gefunden in die historisch jüngeren Medien wie Hörfunk, Fernsehen oder Internet. Dem entsprechend werden sie erst einmal als Bestandteile des Printmedien-Journalismus behandelt. Auf die spezifischen Abwandlungen dieser Genres in den übrigen Medien, auf jeweils eigenständige Darstellungsformen in Hörfunk, Fernse-

hen oder Internet wird gegebenenfalls eingegangen – nicht jedoch auf Detailfragen wie Schnitt-Techniken, Drehplan, Bildersprache, Layout-Probleme, Ressort-Einteilungen oder Zeitungsdesign. Hier muss der Verweis auf weiterführende Literatur geugen.

Das Buch nimmt Bezug auf den deutschsprachigen Journalismus und hier insbesondere auf die Situation des Journalismus in Deutschland. Einflüsse etwa des amerikanischen Journalismus werden erwähnt, können aber in diesem Rahmen nicht näher untersucht werden. Hier sei auf vergleichende Untersuchungen zu Einzelaspekten verwiesen (s. Bibliographie).

Journalismus: ein Begriff, viele Definitionen

Was ist Journalismus? Ein ›Handwerk‹? Ein Geschäftsfeld? Eine Schreibweise? Ein soziales System? Eine ethische Forderung? – So verschieden die Aspekte sind, unter denen Journalismus in unterschiedlichen Bereichen unserer modernen Gesellschaften betrachtet wird, so unterschiedlich fallen die Ansichten darüber aus, was Journalismus sei und worin er sich von anderen Ausprägungen unserer Kommunikations- und Informationsgesellschaft unterscheidet.

Es gibt nicht mehr den Journalismus, es gibt »Journalismen« als Vielfalt von Formen und Funktionen in der Gestaltung öffentlicher Kommunikation.

Restümierte beispielsweise schon vor gut einem Jahrzehnt Irene Neverla (Neverla 1998, 60). Die Schwierigkeit, eine eindeutige definitorische Bestimmung zu finden, spiegelt sich auch in der häufig gebrauchten Kategorie der Entgrenzung. Gemeint ist damit die Entgrenzung des Journalistischen etwa hin zu Unterhaltung (*Infotainment*), Public Relations und ›Moderation‹ (vgl. dazu S. Weber 2000, 9). Die Konstatierung von Entgrenzungsprozessen setzt freilich schon ein Verständnis von Journalismus voraus, das einen unveränderlichen Kern des Journalistischen behauptet: also etwas, das Hans Wagner einmal als das »Unwandelbare im Journalismus« bezeichnet hat (Wagner 1998, 101). Für Wagner definiert sich ›Journalismus‹ über vier Merkmale. Der Journalist, so Wagner, habe (erstens) in seiner Tätigkeit mit Nachrichten zu tun, er sei ein »Nachrichtenarbeiter«. Er leiste (zweitens) zudem »Nachrichtenarbeit« über (räumliche) »Distanz« hinweg. Er sei (drittens) ein »Vermittler von Nachrichten« in dem Sinne, dass er dem

Publikum gegenüber »Vermittlungsoptimierung« betreibe und so zur »Konzentration des ›Zeitgespräches« beitrage – und zwar unabhängig von dem jeweiligen Medium, in dem er arbeite. Und schließlich (viertens) agiere und vermittele der Journalist »nach dem Arbeitsprinzip der Unparteilichkeit« (ebd., 101ff.).

Dass zumindest die »Unparteilichkeit« zwar als ideale Forderung ihre Berechtigung haben mag, in der Medienrealität aber keineswegs ein »unwandelbares« Fixum journalistischer Arbeitsauffassung und Arbeitspraxis darstellt, zeigt zum einen die Geschichte der Presse selbst, deren Erzeugnisse häufig durchaus »parteilich« waren und von den jeweiligen Zeitgenossen als solche auch verstanden wurden: Politische Rücksichten, wirtschaftliche Interessen oder unverhohlene staatliche Zensurverordnungen prägten zu allen Zeiten die Bedingungen journalistischer Berichterstattung. Zum anderen aber empfanden sich auch die Journalisten zuweilen selbst als gesellschaftliche Vertreterinstanzen eines moralischen Gewissens. Verwiesen sei hier auf eine Untersuchung von Renate Köcher, die – wohl vor allem im Hinblick auf die 1960er und 1970er Jahre – noch 1985 zu der Auffassung gelangte, dass in Westdeutschland der publizistisch agierende »Missionar« vorherrsche, während die angelsächsische Medienlandschaft eher die Rollenauffassung vom »journalistischen Spürhund« pflege (Köcher 1985). Auch die in der Fachliteratur häufig bemühte Definition des Journalisten als »Gesprächsanwalt« (Glotz 1969), dessen Aufgabe in der »Beförderung gesellschaftlicher Zeit-Kommunikation« bestehe (ebd., 54; vgl. auch Langenbacher 1980), suggeriert doch eher das Rollenbild des aktiv in die Gestaltung des Gesellschaftlichen eingreifenden Akteurs als das des unparteiischen Beobachters.

Solch begrifflichen Fallstricken suchen neuere Journalismus-Bestimmungen zu entgehen, indem sie Journalismus nicht unter dem Aspekt normativer Aufgaben betrachten, sondern im Hinblick auf seine gesellschaftlichen Funktionen und Leistungen erklären (s. auch Kap. 2). Nach Siegfried Weischenberg stellt Journalismus »Themen für die öffentliche Kommunikation zur Verfügung, die Neuigkeitswert und Faktizität besitzen und an sozial verbindliche Wirklichkeitsmodelle und ihre Referenzmechanismen gebunden« sind (Weischenberg 1994, 429f.). »Neuigkeit«, »Faktizität« (indem auf tatsächliche Ereignisse, nicht auf Fiktionen Bezug genommen wird) und »Relevanz«, (d.h. die ausgewählten Themen beziehen sich auf die vermuteten augenblicklichen Interessen des jeweiligen Zielpublikums) nennt Klaus Meier als Kriterien des Journalistischen. Seine Definition berücksichtigt zudem den Gedanken, dass Journalismus nicht nur über Fakten berichtet, sondern vielmehr

selbst Fakten schafft, beziehungsweise Wirklichkeit konstruiert. Sie lautet:

Journalismus recherchiert, selektiert und präsentiert Themen, die neu, faktisch und relevant sind. Er stellt Öffentlichkeit her, indem er die Gesellschaft beobachtet, diese Beobachtung über periodische Medien einem Massenpublikum zur Verfügung stellt und dadurch eine gemeinsame Wirklichkeit konstruiert. Diese konstruierte Wirklichkeit bietet Orientierung in einer komplexen Welt. (Meier 2007,13).

Wie aus all dem ersichtlich, führt bereits die Suche nach fixen Kriterien für die journalistische Arbeit mitten hinein in die Auseinandersetzungen, die in der Moderne um die soziale und kulturelle Funktion von Journalismus sowie den Beruf des Journalisten geführt werden. Sie spiegeln die Veränderungen im Selbstverständnis von Journalisten ebenso wider, wie die Paradigmenwechsel in der Journalismusforschung (s. Kap. 2).

2. Journalismus und seine Theorien: Positionen der Forschung

Die akademisch institutionalisierte Reflexion über Journalismus kann bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgt werden, als sich im deutschsprachigen Raum erste **Zeitungskollegien an den Universitäten** gründeten. Ein solches Zeitungskolleg leitete etwa August Ludwig von Schlözer, der Staatsrechtslehre an der Universität in Göttingen lehrte und ein Buch über die *Kunst, Zeitungen zu lesen* (1777) verfasste. Schlözer beabsichtigte einerseits, die eingehenden Staatsrechts-Materialien auf dem jeweils aktuellen Stand zu halten, andererseits war es ihm um die kritische Prüfung der (Nachrichten-)Quellen zu tun (vgl. Blöbaum 1994). Dabei zeigte er sich dem aufklärerischen Geist seiner Epoche verpflichtet, in der Schriftsteller und Intellektuelle wie Karl Philipp Moritz in ihren Schriften über das *Ideal einer vollkommenen Zeitung* (1784) oder *Über Zeitungen* (Joachim von Schwarzkopf, 1795) räsionierten (s. auch Kap. 3). Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang auch die Betrachtungen zur *Geschichte des deutschen Journalismus* von Robert E. Prutz (1845), die den »Journalismus als Totalität, in welcher Politik und Literatur nur verschiedene Formen Eines Inhalts sind« charakterisierten (Prutz 1845, 60), und ihn als Ausdruck einer (politisch verstandenen) öffentlichen Meinung sahen (vgl. ebd., 19).

Spätestens seit Ende des 19. Jahrhunderts war es üblich geworden, zeitungskundliche Seminare an den Universitäten im Rahmen staatswissenschaftlicher Fächer abzuhalten. 1899 gründete Richard Wrede eine »Journalisten-Hochschule« zur Ausbildung des journalistischen Nachwuchses. Im Jahr 1916 dann folgte das erste deutsche »Institut für Zeitungskunde«, das von dem Redakteur und Ökonom Karl Bücher mit finanzieller Unterstützung des Verlegers Edgar Herfurth am nationalökonomischen Seminar der Universität in Leipzig gegründet wurde.

Der zunehmenden gesellschaftlichen Bedeutung des Mediums Presse entsprechend, hatte Max Weber bereits 1910 eine »Soziologie des Zeitungswesens« (vgl. Langenbacher 1988, 18-24) gefordert. Der Einfluss, den die Presse auf die öffentliche Meinung ausübte, die ökonomischen Bedingungen, unter denen Zeitungsunternehmen miteinander konkurrierten, die Herkunft der Nach-

richten und die Rolle der Agenturen, die berufliche Stellung der Journalisten, der Vergleich der politischen Traditionen im Hinblick auf die Presse etwa in Deutschland und Frankreich – all dies waren Fragestellungen, deren empirische Untersuchung Max Weber allerdings weitgehend vergeblich anmahnte.

Auch die westdeutsche Publizistikwissenschaft der 1950er und 1960er Jahre ignorierte diese Anregungen. Stattdessen pflegte man einen **personenbezogenen Journalismusbegriff**, der den Journalismus auf das Handeln von Journalisten reduzierte. Für Otto Groth, den Verfasser von mehrbändigen Standardwerken wie *Die Zeitung* (1928) und *Die unerkannte Kulturmacht* (Bd. 1, 1960), war die Zeitungsredaktion eine »geistige Unternehmung«, welche die einzelnen Journalisten zu einem harmonisch ideal gedachten Ganzen verbinden sollte. Walter Hagemann bemühte das Bild eines idealisierten Organismus (vgl. W. Hagemann 1947; 1950). Großen Einfluss übte auch Emil Dovifat aus, der die Medien und den Journalismus durch die »publizistische Persönlichkeit« normativ geprägt sah. Letztere definierte er als Teil einer Elite, die den privilegierten Zugang zu den Medien genieße und daher einer besonderen Verantwortung verpflichtet sei (vgl. Dovifat 1968; 1990).

Harsche Kritik an diesem »traditionellen Praktizismus« übte vor allem Manfred Rühl, der Dovifat ein »naives Realismuskonzept« vorwarf, das davon ausgehe, »daß Journalismus als ein bereits real konstituierter Gegenstand vorfindbar ist, der nur noch durch sprachliche Einfühlung zu begreifen ist«. Ein solcher »Denkstil« aber, so Rühl, stehe jeder empirischen Forschung feindlich gegenüber (Rühl 1980, 13f.). Als problematisch wertete Rühl auch, dass Dovifat die positive oder negative Haltung der Medien zum Staat zum Maßstab seiner Beurteilung erhebe und von da aus moralisierende Wertungen zwischen »positiver«/aufbauender und »nihilistischer«/zerstörerischer Kritik vornehme (ebd.).

2.1 Wende in der deutschen Publizistikwissenschaft seit den 1960er Jahren

Rühls Kritik an dieser normativ-individualistischen Journalismus-Definition, die sich um ein diffuses »Wesen des Journalismus« mühte, ging einher mit einem grundlegenden Wandel der westdeutschen Publizistikwissenschaft hin zu einer empirisch-analytischen Journalismusforschung. Inspiriert wurde sie von den empirischen Untersuchungen, die in den USA bereits in den 1940er und 1950er

Jahren zur Wirkungsweise der Medien und zur Nachrichtenselektion, dem sogenannten »gatekeeping«, durch Journalisten in den Massenmedien durchgeführt wurden (vgl. Scholl/Weischenberg 1998, 39ff; H. Haas, 1999, 61ff.). Publizistikforscher wie etwa Gerhard Maletzke widmeten sich der Erforschung der Kommunikator-Rolle in den Massenmedien und forderten die Hinwendung zu soziologischen Forschungsmethoden (Maletzke 1963; 1967). Herausragendes Thema wurde die Frage nach der **Wirkung der Massenmedien** auf ihr Publikum (Prokop 1972; Bonfadelli 1999 u. 2000; M. Schenk 2007). Ebenfalls von angelsächsischen Forschungen angeregt, entspann sich in der deutschsprachigen Publizistik eine »**Professionalisierungsdebatte**« (vgl. dazu H. Haas 1999, 64ff; Saxer 1974; 1975; Saxer/Kull 1981; Maletzke 1972; Koszyk 1974; Langenbacher 1974; Kepplinger/Vohl 1976; Steindl 1978), die sich u.a. mit Fragen der Berufsrolle, der beruflichen Sozialisation und der Veränderung des Berufsbildes des Journalisten befasste. Neben der Einrichtung spezieller Fach-Studiengänge für Publizistik bzw. Journalistik an mehreren deutschen Universitäten in den »reformorientierten« 1970er Jahren führten vor allem die seit den 1960er Jahren betriebenen Journalistenstudien zur Auseinandersetzung mit der Bedeutung des Journalistenberufes für eine demokratisch verfasste Gesellschaft – und zu der Frage nach der Legitimation journalistischen Handelns. Namhaften Vertretern der »österreichischen Schule« (H. Haas 1999) war es hier insbesondere um die Möglichkeiten zu tun, das Publikum an der durch die Massenmedien vermittelten gesellschaftlichen Kommunikation teilhaben zu lassen (Fabris 1979; Gottschlich 1980). Wolfgang R. Langenbacher und Hannes Haas betrachten zudem Journalismus als spezifische Kulturleistung, »vergleichbar Literatur, Theater, Kunst, Philosophie oder Wissenschaft« und akzentuieren den Werkcharakter journalistischer Arbeit (vgl. Langenbacher 1994).

Den Einfluss von Journalisten und die Wirkung der Massenmedien auf die Gesamtgesellschaft hingegen betont der »legitimistische Empirismus« (Löffelholz 2004, 62) der »**Mainzer Schule**«, vertreten etwa durch Elisabeth Noelle-Neumann, Renate Köcher, Hans Mathias Kepplinger und Wolfgang Donsbach (vgl. Noelle-Neumann u.a. 1990, 360ff., 381ff.). Ausgehend von der Überlegung, dass den Massenmedien in demokratischen Gesellschaften eine bestimmte Aufgabe zukomme (Donsbach 1982), ja, dass sie selbst politische Macht ausübten, die Politik mithin abhängig sei von den Massenmedien (Kepplinger 1983), wird danach gefragt, von welchen Faktoren sich Journalisten bei der Erstellung

der Medieninhalte leiten lassen – und was letztere bei ihren Rezipienten bewirken. Dabei wird vorausgesetzt, dass Medieninhalte in erheblichem Maße von den subjektiven und »professionellen« Wertvorstellungen der Journalisten geprägt seien (Donsbach 1987). Journalismus wird in dieser Sichtweise mit dem Handeln von Journalisten gleichgesetzt. Dass deren persönliche Wertvorstellungen im Mittelpunkt von Untersuchungen stehen sollen und nicht etwa die organisatorischen Kontexte oder die technischen Bedingungen journalistischer Arbeit, hat der »Mainzer Schule« heftige Kritik seitens der systemtheoretisch orientierten Journalismusforschung eingetragen (vgl. dazu Blöbaum 1994, 66ff.).

2.2 Neuere Journalismuskonzepte

Seit den 1970er Jahren haben sich zahlreiche Konzepte herausgebildet, die Journalismus aus unterschiedlichen Perspektiven beschreiben. Dabei handelt es sich keineswegs immer um umfassende Theorien, die aufgrund von Annahmen allgemeine Gesetzmäßigkeiten erklären, sondern häufig um Begriffssysteme, Modelle oder Typologien, denen eher ordnender Charakter zukommt (vgl. Löffelholz 2004, 60). Journalismustheoretische Diskurse, aber auch empirische Forschung (vgl. dazu z.B. Brosius/Koschel 2003) finden institutionell sowohl in der Kommunikationswissenschaft, als auch in der Publizistik, bzw. Journalistik statt: Letztere fungiert dabei als »Wissenschaft über den Journalismus« (Löffelholz ebd.), die Arbeitsweisen und Regeln des Journalismus im Kontext gesellschaftlicher Kommunikationsverhältnisse untersucht (vgl. Weischenberg u.a. 1992; 2004), und zudem als fächerintegrierendes Studiengangmodell fungiert (vgl. Meier 2007). Martin Löffelholz versteht Journalistik hingegen als Teil der Kommunikatorforschung im Kontext eines auf Harold D. Lasswell (1948) zurückgehenden Kommunikationsmodells, das zugleich wichtige Felder der Kommunikationsforschung (z.B. Medieninhaltsforschung, Wirkungsforschung, Publikums-Nutzungsforschung, Medienstrukturforschung) systematisiert (vgl. Löffelholz 2003).

Die in den jeweiligen Disziplinen diskutierten theoretischen Analysen orientieren sich heutzutage meist an sozialwissenschaftlichen Ansätzen, die häufig mit unterschiedlichen Denkmodellen korrespondieren: Neben dem traditionellen, aus den Naturwissenschaften entlehnten Ursache-Wirkungs-Prinzip, existieren nebeneinander diverse konstruktivistische Ansätze, empiristische Modelle,

Handlungstheorien, Einflüsse der ontologischen Erkenntnistheorie und etliche Systemtheorien. Insgesamt, so schätzt etwa Klaus Meier, lägen »mehrere Dutzend Theorien des Journalismus« vor (Meier 2007, 27). In seiner Synopse theoretischer Konzepte der Journalismusforschung listet Martin Löffelholz acht konzeptionelle Richtungen auf (Löffelholz 2004, 62), die von Klaus Meier noch um einen berufsorientierten Journalistik-Ansatz ergänzt werden (Meier 2007, 26). Sie können in diesem Buch nicht en detail behandelt werden. Lediglich die gegenwärtig einflussreichsten Großströmungen werden im Folgenden kurz zusammengefasst.

Systemtheorien und Konstruktivismus

Für die **systemtheoretische Journalismusforschung** steht nicht der Journalist als Individuum im Zentrum der Betrachtungen, sondern »der Journalismus«, der als ausdifferenziertes soziales »autopoietisches« System begriffen wird, das nach eigenen Regeln funktioniert, sich aber dennoch auf andere Teilsysteme der Gesellschaft bezieht. In seinem »funktionalistischen« (H. Haas 1999, 71) Theorieentwurf aus dem Jahr 1980 spricht Manfred Rühl von den »besonderen Leistungen« des Journalismus im Hinblick auf seine gesellschaftliche Umwelt. Diese Leistungen und Wirkungen, »durch die sich sein Handeln von anderen, an der Öffentlichkeit orientierten Sozialsystemen unterscheidet, bestehen in der Ausrichtung auf die Herstellung und Bereitstellung von Themen zur öffentlichen Kommunikation« (Rühl 1980, 323). Insofern steht die Informationsfunktion von Journalismus, neben der Kritik- und Kontrollfunktion, im Zentrum der systemtheoretischen Betrachtung – während die Unterhaltungsfunktion von Journalismus nur eine untergeordnete Rolle spielt. Der von Niklas Luhmann (*Die Realität der Massenmedien* 2. Aufl. 1999) inspirierte strukturelle Ansatz verweist in diesem Zusammenhang auf die Leitdifferenz Aktualität: darauf müssen sich andere Teilsysteme wie beispielsweise Politik oder Wirtschaft einstellen, wollen sie vom Journalismus wahrgenommen werden. Die spezifische soziale und zeitliche Kopplung des Journalismus an andere Teilsysteme repräsentiert auch die Einteilung von Themenfeldern in vier journalistische Kernressorts (Politik, Wirtschaft, Sport, Kultur). In solchen Beobachtungsstrukturen ermöglicht Journalismus einem Massenpublikum den Zugang zu den Funktionen und Leistungen anderer Teilsysteme (vgl. Meier 2007, 33), synchronisiert Ereignisse und Zustände (vgl. z.B. auch Görke 2002).

Der systemtheoretische Ansatz (vgl. auch Bentele/Rühl 1993) findet seine Fortsetzung, aber auch diverse Abwandlungen u.a. in den Arbeiten von Siegfried Weischenberg (Weischenberg 1992; 1994; 1995; Scholl/Weischenberg 1998). Um die Faktoren und Kontexte, die in einem Mediensystem bestimmend für den Journalismus sind, zu verdeutlichen, hat Weischenberg ein »Zwiebelmodell« entworfen, das gleichsam aus vier Schalen besteht. Von außen nach innen angeordnet, steht die äußere Schale für den Normenkontext, d.h. die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Standards von Mediensystemen. Die nächste Schale verdeutlicht den Strukturkontext, d.h. die Bedingungen für journalistische Arbeit innerhalb der Medieninstitutionen. Es folgt der Funktionskontext, d.h. damit sind die Mediaussagen, wie Informationsquellen, Darstellungsformen, Konstruktionen von Wirklichkeit gemeint. Den innersten Kern der »Zwiebel« schließlich bildet der Rollenkontext der Medienakteure (Weischenberg u.a. 1992, 67-70).

Systemtheoretisch und teilweise konstruktivistisch inspirierte Ansätze vertreten Frank Marcinkowski (1993), Bernd Blöbaum (1994) und Stefan Weber (2000).

Journalismus, so der Ausgangspunkt des Konstruktivismus, stellt Themen zur öffentlichen Kommunikation bereit, indem er Wirklichkeit thematisiert, aufbereitet und in den Medien präsentiert. Ihm ist dabei ein spezifisches Wahrnehmungsspektrum zu eigen, das von »binären Codes«, wie aktuell/nicht aktuell, Information/Nicht-Information, nachrichtlich/nicht nachrichtlich ausgeformt wurde. Insofern werden Welt und Gesellschaft nicht eins zu eins abgespiegelt, sondern als Medienwirklichkeit mit ganz bestimmten Regeln und Gesetzmäßigkeiten neu konstruiert. In der Sichtweise des »radikalen Konstruktivismus« sind die Medien zu Instrumenten der Wirklichkeitskonstruktion geworden (vgl. Schmidt 1994; 1996; 1998; Weischenberg 1994; Pörksen 2005; 2006) bzw. zu sozialen Systemen, die ihren Nutzern und Rezipienten Wirklichkeitsentwürfe anbieten (vgl. auch Haller 1991). Insofern kann ihnen auch nicht abverlangt werden, was sie sowieso nicht leisten können: nämlich, ein »wahres« Abbild einer nativ empfundenen Wirklichkeit zu liefern. Gefordert werden kann von ihnen allenfalls die Offenlegung von Zielen, Wertigkeiten und Maßstäben – und ein verantwortlicher Umgang bzw. die offene Auseinandersetzung damit (vgl. dazu auch Stadler/Kruse 1994; 1996).

Auf Kritik stößt der systemtheoretisch-konstruktivistische Ansatz vor allem wegen seiner Tendenzen zur »Entpersonalisierung« (H. Haas 1999, vgl. auch Haller 2004, 142). Als »Schwächen des

systemtheoretischen Blicks« nennt Irene Neverla dessen Empirierferne, das Fehlen eines handelnden Subjekts sowie seine »Abwehr gegenüber jeglichen normativen Wertungen« (Neverla 1998, 54f.). Hermann Boverter kritisiert die Ausklammerung ethischer Gesichtspunkte und sieht im Verzicht auf normative Kategorien wie »Wahrheit« oder »Objektivität« eine Hinnahme ideologischer Einseitigkeit (Boventer 1984; 1986; 1992; 1995). Die Gefahr, dass die Aufgabe des Postulats nach journalistischer Objektivität letztlich einer Beliebigkeit im Umgang mit Fakten Vorschub leiste, sieht auch Ulrich Saxer (1992).

Kritische Theorie und Cultural Studies

Parallel zu diesen Diskussionen um den »systemtheoretischen Paradigmenwechsel« existiert der von der Kritischen Theorie und hier insbesondere von Jürgen Habermas geprägte Ansatz einer »*Theorie des kommunikativen Handelns*« (vgl. insbesondere Habermas 1981; 1983; 1991). Im Mittelpunkt steht dabei die Rolle der Massenmedien innerhalb der modernen Gesellschaft, die Ermöglichung, aber auch die Steuerung von Kommunikation im öffentlichen Raum durch die Entwicklung von Medien, wobei Massenmedien und Öffentlichkeit im Kontext einer umfassenden Kulturanalyse gesehen werden. Der Gedanke, dass journalistisches Handeln eine Möglichkeit kommunikativen Handelns innerhalb einer demokratisch verfassten Gesellschaft darstelle, der Journalist also »Gesprächsanwalt« der Gesellschaft sei, findet sich bei Peter Glotz (1969) und Wolfgang R. Langenbucher (1980). In jüngerer Zeit wendet Achim Baum diesen kommunikationstheoretisch begründeten Gedanken des journalistischen Handelns gegen die Systemtheorie (Baum 1994).

Weitere Impulse erhält die deutschsprachige Journalismusforschung seit den 1990er Jahren von den ursprünglich in den USA formulierten Konzepten der feministischen *gender studies* und jenen der *cultural studies* – und folgt damit jenen intellektuellen »Trendströmungen«, die auch Eingang in die übrigen Kulturwissenschaften gefunden haben. Die These, dass der Journalismus »gendered«, also mit dem Geschlecht verbunden sei, ist beispielsweise bei Elisabeth Klaus nachzulesen, deren Arbeiten sich mit dem Handeln von Journalisten, der Forschung über Journalismus sowie den Strukturen, Normen und Werten des Medienbetriebes unter dem Einfluss der Kategorie »Geschlecht« befassen (Klaus 1998; 2000, vgl. auch Klaus/Röser/Wischermann 2001).

Im Ansatz der *cultural studies* wird Journalismus als kultureller Diskurs begriffen (vgl. Renger 2000a und 2000b, Hepp/Winter 1997 u. 1999; Hepp 1999), wobei ›Kultur‹ hier ›Lebensweise‹ meint, in dem Sinne, dass letztere sich bezieht auf »die Bedingungen und die Formen, die spezifischen Ressourcen und die Codes, wonach in der Gesellschaft Bedeutungen, Werte und Normen strukturiert und artikuliert sind bzw. werden« (Renger 2000b, 471). In bewusster Abgrenzung von der traditionellen Kommunikationsforschung fordert etwa Rudi Renger eine veränderte Perspektive in der wissenschaftlichen Analyse von Journalismus (ebd., 469). Letztere, so Renger, sei schon deshalb erforderlich, weil sich der Journalismus unserer Tage aufgrund der Logik des Marktes »zu einem nicht unbeträchtlichen Teil zu einem ›Objekt der Populärkultur‹ entwickelt« habe (ebd.) – und auch vom Publikum als solches konsumiert werde. Medien komme nicht nur die Aufgabe zu, eine (sozial konstruierte) Realität zu reflektieren, sie repräsentierten auch kollektive Ängste, Wünsche und Fantasien. Sie erfüllten daher eine mythische und rituelle Funktion. Journalismus produziere also einerseits Bedeutungen (im Sinne von Sinngehalten, Mythen etc.), fungiere aber andererseits auch als »Instanz der kommunikativen Beziehung zwischen Text und Publikum«. Im Zentrum der *cultural studies* stehen daher immer auch die »Kulturen des Publikums« und dessen »selbstgesponnene Bedeutungsgewebe« (Hepp/Winter 1997, 7). Medienformate wie Doku-Soaps oder Doku-Dramen zeigen, dass die Trennung von Information und Unterhaltung kaum noch haltbar ist. Die Einbindung von Fakten in fiktionale Erzählungen ist nicht nur längst Teil des journalistischen Geschäfts, sondern schafft auch Annäherungen an die Wirklichkeit, die mit einer rein faktischen Rekonstruktion des Geschehens so gar nicht möglich wäre (Klaus 2008; Lünenborg 2005).

Die Denksätze der *cultural studies* wären dazu angetan, die bereits seit einigen Jahren innerhalb der Publizistik währende Debatte über **Qualität im Journalismus** (vgl. z.B. Weischenberg 2006; Fabris 2000; Pöttker 2000; Ruß-Mohl 1994; 1996) in eine neue Richtung zu lenken: In deren Mittelpunkt würde dann freilich nicht mehr eine generalisierend-normative »journalistische Berufsideologie« (Fabris 2000, 372) stehen, sondern die Erarbeitung von Qualitätskriterien, welche etwa neuere Untersuchungen von Fengler/Ruß-Mohl zur Ökonomie des Journalismus (2005) oder empirische Forschungen zum Journalismus in Deutschland (Weischenberg/Malik/Scholl 2006) um eine analytisch-reflektierende Sicht auf die jeweiligen Konstruktionen ›symbolischer‹ Diskurse erweitern könnte.

Bei aller Unterschiedlichkeit der medientheoretischen Ansätze, wie sie sich in den vergangenen drei Jahrzehnten herausgebildet haben, ist – laut Siegfried Weischenberg – doch den meisten von ihnen eines gemeinsam: Sie alle tendieren zu einer »Makrotheorie«, die weit über den engeren Bereich der Medien und des Journalismus hinausweist. Dazu passt auch, dass sich inzwischen die Vertreter von höchst unterschiedlichen Fachrichtungen mit Medienspezifika befassen, »was einerseits zeigt, daß die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft bzw. Journalistik ihr Zuständigkeitsmonopol für das Thema ›Medien und Journalismus‹ längst verloren hat, und andererseits, daß dieser Ansatz den interdisziplinären Diskurs stimuliert« (Scholl/Weischenberg 1998, 50).

Die Tatsache, dass die Beschäftigung mit Medien und Journalismus inzwischen zu einer fast selbstverständlichen Domäne gerade auch der Philosophie geworden ist, lässt jedenfalls Rückschlüsse zu auf den ungeheuren Bedeutungszuwachs, den – systemtheoretisch gesprochen – ›das System der Medien‹ in unseren Gesellschaften erlangt hat: ein Bedeutungszuwachs, der mitsamt seinen symbol- und sinnvermittelnden Elementen – zweifellos auf Kosten anderer sozialer Bereiche, wie etwa dem ›System Politik‹ – erfolgt ist (vgl. dazu etwa Kepplinger 1998). Darüber hinaus stellen Internet und vielfältige Formen der Online-Kommunikation nicht nur tradierte Begriffe von Öffentlichkeit in Frage, sondern bilden auch wichtige Herausforderungen für die gegenwärtige Journalismustheorie (vgl. z.B. Quandt/Schweiger 2008).